Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 25 (2018)
Heft: 280

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Perspektiven

100 Jahre Landesstreik: das Theater – das Interview
Der SDA-Streik: wie es war
Flaschenpost aus Japan

Der Landesstreik, von unten erzählt

100 Jahre Landesstreik: In einer alten SBB-Halle in Olten wird im August und September das Jubiläum zum Theaterereignis. Zwei Beteiligte, der Thurgauer Historiker Stefan Keller und die Ausserrhoder Choreografin Gisa Frank, im Gespräch über die Aktualität des Landesstreiks und die Frage, wie man den Klassenkampf heute auf die Bühne bringt.

INTERVIEW: PETER SURBER

Milchversorgung während des Generalstreiks in Zürich. (Bild: Archiv Stefan Keller)

Saiten: Früher hat man vom «Generalstreik» gesprochen, heute vom «Landesstreik». Steckt dahinter eine Neubewertung?

Stefan Keller: Nein. Der Streik vom November 1918 war ein Generalstreik, der alle Branchen und Regionen erfasste, zumindest fast alle. Es gab aber weitere, regionale Generalstreiks, etwa 1919 in Zürich und in Basel, ebenfalls mit Truppeneinsätzen. In den frühen 20er-Jahren hätte man bei «Generalstreik» nicht genau gewusst, welches Ereignis gemeint ist. Später, vielleicht in den 70er-Jahren, hat sich der Begriff namentlich in der Linken durchgesetzt. Heute kehrt man zurück zum ursprünglich gebräuchlicheren Wort. Vom «Landesstreik-Prozess» sprachen 1919 sowohl die Bürgerlichen als auch die verurteilten Streikführer.

Warum soll uns der Landesstreik heute interessieren?

Keller: Es handelt sich um die grösste innenpolitische Erschütterung seit 1848. Damals war der bürgerliche Staat gegründet worden, 1918 sollte in der Industriegesellschaft der Schritt Richtung Sozialstaat gemacht werden. Man hatte Angst vor dem Bürgerkrieg, man hat sich aufs Schwerste gegenseitig beschuldigt. Und die Forderung von damals sind bis heute aktuell: Fragen der Arbeitszeit, AHV, Gleichstellung, der Spekulation …

Die Konfrontation zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum gibt es allerdings heute nicht mehr, zumindest nicht in der Vehemenz von damals.

Keller: Die Frage wäre, ob es die Arbeiterklasse generell nicht mehr gibt; sicher artikuliert sie sich weniger und ist keine politische Macht mehr. Man könnte plakativ sagen: Statt dem Aufstieg als Klasse, wie er damals im Zentrum stand, ist nach dem Zweiten Weltkrieg, in der Hochkonjunktur, der Aufstieg als Individuum erfolgt. Die Arbeiter und Arbeiterinnen konnten sich persönlich verbessern in einen vorher nie erträumten Wohlstand, die Hüslischweiz ist entstanden, das Klassenthema verlor an Dringlichkeit. Sobald du etwas zu verlieren hast, bist du weniger solidarisch.

Bringt das Theaterstück in Olten den Klassenkampf nochmal auf die Bühne? Wie spielt man überhaupt eine «Klasse»?

Gisa Frank: Hier im Projekt kamen ja lauter Einzelpersonen zusammen, Individuen also, die sich als Gemeinschaft finden mussten. In den Proben, im körperlichen Tun, in der Improvisation ist sehr viel zusammengekommen an Austausch und manchmal auch Konfrontation. Die Inszenierung ist historisch gefärbt, aber die Prozesse sind aktueller denn je. Wer gesellt sich zu wem, wo gibt es Durchmischungen, wie werden Rollen besetzt – wobei es im Stück keine durchgehenden Figuren gibt.

Das Individuum tritt nicht in Erscheinung?

Frank: Doch, sehr. Die Mitwirkenden haben das Stück geprägt mit dem Bewegungsmaterial, das sie in den Proben entwickelt haben. Wir haben zum Beispiel mit Stichworten wie «Widerstand» oder «Miteinander» gearbeitet, und vor allem sind wir von Verben ausgegangen. Bewegung drückt sich ja in Verben aus – es gab eine riesige Liste davon: zerren, stossen, verbarrikadieren, sich zurückziehen, aufbegehren, streiken, zugreifen, distanzieren und so weiter. Damit haben wir experimentiert, und daraus hat sich das leicht schräge Bewegungsmaterial ergeben.

Inwiefern schräg?

Frank: Um beim «Zerren» als Beispiel zu bleiben: Wir haben geschaut, wie jemand dies gestisch umsetzt, und was passiert, wenn dann alle diese Geste übernehmen, aber auch, wenn einer zerren will und es doch nicht tut … Der Einzelne taucht ein in die Masse, die Masse strömt auseinander, ein Impuls verändert alles, wie man einen Stein ins Wasser wirft. Oder: Die Zürcher und die Grenchener treten gegeneinander an – und plötzlich verliert man die Sicherheit, wer wer ist, es geht um die Kraft des Demonstrierens allgemein. Die zweite zentrale Verständnisebene schafft dann der Text, eng verwoben mit den bewegten Aktionen.

Keller: Ich möchte noch betonen: Kollektiv heisst nicht, dass das Individuum ausgelöscht wird. Viele haben beim Stichwort Landesstreik rasch das Bild einer «Arbeitermasse» vor sich, anonyme Figuren mit maschinenölverschmierten Gesichtern, alle gleich. Das ist historisch natürlich falsch, die Menschen waren genau so individuell wie heute, aber sie haben sich aus der Not zusammengeschlossen und ihre Interessen gemeinsam definiert.

Die Not war ja riesig, viele Menschen haben gehungert – man könnte denken, dass in einer solchen Lage jeder einzelne nur an sich denkt. Aber so war es offenbar nicht, es gab eine starke Solidarisierung im Volk. Ist der Landesstreik in dem Sinn eine positive helvetische Geschichte?

Keller: Für mich als heutigen Schweizer Linken auf jeden Fall. Aber vor allem ist der Landesstreik als Phänomen interessant. Der Zusammenschluss kam ja nicht aus heiterem Himmel, sondern war das Resultat einer jahrzehntelangen Organisations- und Mobilisierungsarbeit. Auch einer jahrelangen Erfahrung von Not. Es gab damals eine proletarische Parallelkultur, vom Arbeitersängerverein bis zum Arbeiterradfahrverein, vom Volkshaus bis zum gemeinsamen Einkauf im Konsumverein. Das waren Selbsthilfeorganisationen, weil sich die Arbeiterschaft von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen fühlte.

Frank: Das Ensemble hat sich mit dem Damals sehr beschäftigt, mit den historischen «Facts», und entsprechend tauchte immer wieder das Bedürfnis auf, konkrete Geschichten möglichst «naturalistisch» zu spielen. Das war ein längerer Prozess von einem quasi-dokumentarischen hin zu einem performativen Theater. Und wie damals beim Streik gehört es dazu, auch mal einzustehen für seine Rechte. Wobei die Gruppe durchwegs sehr anständig und engagiert ist. Sehr schweizerisch. Kritik kommt zurückhaltend und zudienend.

Streiken war nie ein Thema?

Frank: Das Theater ging sicher zum Teil an die Grenzen. Von den Mitwirkenden wird ja ein gewaltiges Engagement verlangt, ein grosses Mass an Freiwilligenarbeit. Ich bin voller Bewunderung dafür.

Das war ein längerer Prozess von einem quasi-dokumentarischen hin zu einem performativen Theater. Und wie damals beim Streik gehört es dazu, auch mal einzustehen für seine Rechte. (Gisa Frank)

Probenbild aus der Hauptwerkstätte in Olten. (Bild: pd)

Im Zusammenhang mit dem Landesstreik wurde auch schon kritisiert, die Geschichtsschreibung «von unten» komme zu kurz.

Keller: Tatsächlich wird der Landesstreik zu wenig aus der Sicht derjenigen erzählt, die gestreikt haben, und zu stark aus der Sicht der Behörden und der gewerkschaftlichen Funktionäre. Das ist auch innerhalb der Linken das traditionelle Narrativ – alles dreht sich hier immer um das Oltener Aktionskomitee. Was die Arbeiter in Arbon oder Herisau gedacht haben, kommt nur am Rand vor. Regisseurin Liliana Heimberg hat nun versucht, die grosse Geschichte aus vielen kleinen Geschichten heraus zu erzählen, aus teils anekdotischen Szenen.

Gibt es Quellen, wie es dem «Mann von der Strasse» ergangen ist?

Keller: Die Zeitungen haben darüber geschrieben, es gibt Briefe, Erinnerungen, es gibt auch neuere sozialhistorische Untersuchungen, etwa zur Lebensmittelversorgung in Basel. Ich bin selber zum vierten Mal mit einem Generalstreik-Jubiläum beschäftigt, nach 1988, 1998 und 2008. Da sammelt sich viel Material im Archiv auch über das alltägliche Leben der «kleinen» Leute. Und hinzu kommt ein persönlicher Bezug: Mein Grossvater hat als Soldat den Streik bekämpft, andere, wie mein verstorbener Freund Ernst Rodel, wurden durch den Streik politisiert. Das Bild des Landesstreiks setzte sich bei mir immer schon aus mündlichen Erzählungen zusammen.

Was hat der Grossvater erzählt?

Keller: Mein Grossvater war überzeugt, er bekämpfe den Bolschewismus, und ist dabei fast umgekommen, weil er die Grippe erwischt hat. Als Kranker bekam er dann nicht mal eine eigene Matratze, er musste das Bett mit einem Sterbenden teilen. Die Grippe hat ja viele hundert Opfer gefordert, nicht der Streik, und dies auf beiden Seiten.

Du sprichst von «beiden Seiten»: Waren die Soldaten nicht auch Arbeiter?

Keller: Zum Teil. In Arbon etwa hat die Streikversammlung dagegen protestiert, dass Thurgauer Arbeiter gegen Thurgauer Arbeiter aufgeboten würden. Viele Soldaten waren aber Bauern, Kavalleristen wie mein Grossvater, und denen hat man gesagt: Die Arbeiter wollen Revolution machen, dagegen müsst ihr euch wehren. In seinen Erinnerungen schreibt mein Grossvater, wie gerne er einem Bolschewisten den Säbel über den Kopf geschlagen hätte. Die Grossmutter hat später bei einem Gespräch eingewendet: Man hat uns damals wohl allerhand erzählt, was nicht stimmte.

Frank: Das Theater fängt im Innenhof mit einer Szene zur Grippeepidemie an: Informationen werden von den Dächern gerufen, Frauen suchen nach ihren Männern oder Söhnen, nach den Grippetoten und Weltkriegstoten.

Keller: Es herrschte Chaos. Die Grippe hat weltweit schätzungsweise bis zu 50 Millionen Tote hinterlassen. Viele hatten sie aus dem Aktivdienst mitgebracht, jetzt kamen auch noch Deutsche zurück, die aus der Schweiz in den Krieg gezogen waren. In Konstanz und Lörrach wurden Arbeiter- und Soldatenräte gebildet. Die Gegensätze haben sich zuge-

spitzt zwischen den sozialen Schichten. Das gesellschaftliche Klima war ausserordentlich polarisiert.

Paul Rechsteiner schreibt in einer Publikation zum Landesstreik: «Der Generalstreik grub sich tief in die Emotionen der Leute ein, mit Nachwirkungen bis heute.» Ist das so?

Keller: Es gibt eine starke Emotionalität, ja. Die Geschichte des Landesstreiks war lange Zeit tabuisiert, erstmals wissenschaftlich erforscht hat sie Willi Gautschi, sein Buch ist 1968 erschienen und wurde immer wieder aufgelegt, ein Grundlagenwerk. Die Linken haben den Generalstreik gern verherrlicht, ich gehörte auch dazu, und die Kapitulation des Aktionskomitees haben wir entsprechend missbilligt, aber eigentlich muss man sagen: Die Kapitulation war das Vernünftigste, weil es sonst vielleicht ein Massaker gegeben hätte. Die Vorfälle am selben Tag in Grenchen, wo drei Arbeiter erschossen wurden, zeigten, was hätte passieren können. Der Landesstreik war immer ein Diskussionsthema, wenn auch eher untergründig. Ganz viele Leute haben ja seit den 50er-Jahren geglaubt, in der Schweiz sei Streiken verboten. Streik war ein Tabu.

Als Folge der Sozialpartnerschaft?

Keller: Seit dem sogenannten Arbeitsfrieden der 30er-Jahre und der nachfolgenden «geistigen Landesverteidigung». Es gab nach dem Krieg zwar noch grosse Streikwellen, das hat man jedoch verdrängt, und seit Beginn der Hochkonjunktur kam es nur noch vereinzelt zu Streiks, die dafür teils berühmt geworden sind – wie der Streik in der Klavierfabrik Burger & Jacobi in Biel 1974, der im Film *Ein Streik ist keine Sonntagsschule* dokumentiert ist. In den letzten rund 20 Jahren ist der Streik als Kampfmittel durch die Gewerkschaften wieder aktiviert worden und er hat die Gewerkschaften massgeblich gestärkt. Zu wissen, dass man streikfähig ist – das ist das Entscheidende. Wenn du mobilisieren kannst, kannst du Druck machen. Aktuell geworden ist dies durch die Aufkündigung des sozialen Friedens im Zuge des Neoliberalismus. Das Streikrecht steht seit 1999 sogar ausdrücklich in der Bundesverfassung.

Dennoch laufen Mobilisierungen heute anders ab. Die Operation Libero ist ein Bespiel dafür: Sie mobilisiert themenbezogen, von der Basis her, ausserparlamentarisch, parteiunabhängig und über soziale Medien.

Keller: Ich war beim «Dringenden Aufruf» selber Teil einer solchen Mobilisierung, halte sie allerdings für weniger nachhaltig. Es fehlt das Instrument, nachher weiter zu gehen und Alternativen durchzusetzen. Wieviel die gewerkschaftliche Mobilisierung in den letzten Jahren erreicht hat, wird dagegen oft unterschätzt. Die flankierenden Massnahmen etwa oder andere Arbeitsschutzbestimmungen, auch das Rentenalter 60 der Bauarbeiter zählt dazu – als dieses das letzte Mal zur Diskussion stand, haben die Arbeiter den Hauptbahnhof Zürich blockiert, davor schon einmal den Bareggtunnel. Mit solchen klassisch gewerkschaftlichen Mitteln kann man etwas erreichen, weil es für die Unternehmer kostspielig wird.

Du redest hier als Gewerkschafter, aber andererseits kritisiert man, dass die Arbeiter kaum noch zu mobilisieren sind. Was sicher teils die Folge neuer Arbeitsbedingungen ist.

Keller: Es ist natürlich nicht mehr wie früher: Die Sirene ertönt, und 4000 Arbeiter kommen aus der Fabrik … Ein Industrieproletariat gibt es nicht mehr, zumindest keines mit Stimmrecht. Die heutige Arbeiterklasse sind die Arbeitsmigrantinnen und -migranten, gerade auch, weil man sie nicht richtig integriert: Wir haben deshalb so hohe Ausländerzahlen, weil wir so zögerlich einbürgern.

In den Gewerkschaften findet man allerdings viele Leute mit sogenanntem Migrationshintergrund, dort können sie sich auch ohne Bürgerrecht engagieren. Die Bauarbeiter haben heute einige Macht, bei den Druckern hingegen, wo ständig weniger Leute beschäftigt werden, ist die Gewerkschaft sehr viel schwächer geworden.

1918 waren die Arbeiter von der Politik weitgehend ausgeschlossen. Ist das heute, mit der SP in Parlamenten und Regierungen, nicht sehr anders? Die Besitz- und Reichtumsverhältnisse sind wohl insgesamt verwischter und weniger an einer Klasse festzumachen.

Keller: Weil jeder sich als Mittelstand versteht, ja. Die Klassengesellschaft funktioniert nicht mehr wie damals, aber das müsste man soziologisch genauer analysieren. Wann ist man eine «Klasse»? Wenn man ein entsprechendes Bewusstsein hat, sich entsprechend organisiert? Neben der verschwindenden Arbeiterklasse gibt es zudem ein SVP-Proletariat, sich deklassiert fühlende Schweizerinnen und Schweizer.

Tatsächlich wird der Landesstreik zu wenig aus der Sicht derjenigen erzählt, die gestreikt haben, und zu stark aus der Sicht der Behörden und der gewerkschaftlichen Funktionäre. Das ist auch innerhalb der Linken das traditionelle Narrativ – alles dreht sich hier immer um das Oltener Aktionskomitee. (Stefan Keller)

Vergessen wir nicht: Als Dreher bei Saurer führte man eine hoch qualifizierte Arbeit aus, darauf war man stolz, und der Stolz färbte auf die Haltung gegenüber dem Unternehmen ab. Was nie genug erforscht werden kann, ist die Situation der «normalen Büezer». Wie wehrst du dich? Wie wahrst du deine Würde? Das sind wichtige Fragen, damals wie heute.

Bezieht das Theater Stellung – etwa gegen den General oder den Bundesrat, der hysterisch Truppen aufgeboten hat? Fragt es nach Schuldigen?

Frank: Es versucht eher, die Zeit lebendig zu machen. Als Zuschauer soll man sich selber eine Meinung bilden. Zum Beispiel taucht wiederholt die Helvetia auf, als Madonna, als Entsetzte, als Balance-Suchende oder als Übermutter, die alle unter ihren Schutz nimmt. Das Stück arbeitet stark mit solchen assoziativen Bildern.

Keller: Zu zeigen, was die Leute bewegt hat, ist interessanter, als ein Urteil darüber zu fällen. Das Stück zum Landesstreik erzählt nicht die «Moral» der Geschichte, sondern es zeigt Bilder, Eindrücke, Szenen.

Frank: Die Politik ist natürlich da, man sieht zum Beispiel die Debatten in Bundesbern, doch kaum ist fertig diskutiert, taucht ein Velofahrer aus dem Tessin auf und erzählt, wie sich dort alle auf den Milchwagen gestürzt hätten. Das Stück ist ein schnelles Bilderpanorama, mehrsprachig, manchmal mit kurligen Übersetzungen, und auch mit Witz. Manchmal diskutieren die Frauen, und man sieht, wie sie unter sich

gespalten waren. Ein anderes Thema ist der Hunger, es werden die Volksküchen eröffnet, man sieht das Löffeln und Löffelklopfen. Es sind emotionale Bilder, ohne dass man das Stück in eine bestimmte politische Ecke stellen könnte.

Könnte das nicht verharmlosend wirken?

Keller: Auf keinen Fall. Man wird die Not erleben, aber das Ganze will kein Lehrstück oder Agitationsstück sein, sondern eher ein forschendes Stück. Alles, was im Stück gesagt wird, ist dokumentarisch. Und eine weitere Ebene bringen die 20 mitwirkenden Kantone ein. Sie spielen im Wechsel jeweils eine Szene, die in das Stück integriert wird. Das ist ein hoch interessantes Experiment, föderalistisch, doch zugleich wird daraus ein nationales Projekt. Diese Mitwirkung der Kantone war ihrerseits nur möglich, weil wir nicht auf Ideologie oder auf Verurteilung aus waren. Ein Kulturamtsvertreter eines Kantons in der Zentralschweiz hat uns gesagt: «Aber Sie wissen: Unsere Regierungsräte sind noch heute gegen den Generalstreik.» Wir fanden: Ja wunderbar, dann spielt das doch!

Frank: Für die Kostüme hat sich Eva Butzkies von alten Uniformen inspirieren lassen und daraus eigenwillige Kleider gestaltet hat, mit Schriftbändern, mit historischen Versatzstücken, jedes anders. Die Historie ist präsent, aber sie wird verwandelt. Geschneidert wurde von Freiwilligen – es ist insgesamt eine grosse Mobilisierung rund um das Theaterprojekt passiert.

Keller: Die Arbeit begann vor drei Jahren, und nur schon die Standortsuche war ein langer Prozess, bis die Halle hier in Olten gefunden war. Es ist eine alte Werkhalle der SBB, in der die Spuren der Arbeit noch zu sehen und zu riechen waren. Als wären die Arbeiter gerade erst gegangen.

Wäre ein Landesstreik heute denkbar? Und für welches Anliegen würde er sich lohnen?

Keller: Im Prinzip noch immer für die gleichen Anliegen – Menschenrechte, Gleichstellung, Arbeitsverhältnisse, hinzu kommen heute die ökologischen Fragen, vielleicht wäre auch mal ein Generalstreik aller Ausländerinnen und Ausländer gut. Themen gäbe es genug, konkret kann ich mir einen Landesstreik heute kaum vorstellen. Aber plötzlich gibt es historische Momente … Das war auch damals so, allerdings war man viel streikaffiner und geübter. Die Frage: «Wie wäre es heute mit einem Landesstreik?» ist aber grundsätzlich problematisch, wie immer in der Geschichte – man kann gewisse Parallelen erkennen, aber man kann nie ein Damals mit dem Heute gleichsetzen.

Der letzte nationale Streik war der Frauenstreik im Juni 1991.

Keller: Da hatte ich zuerst das Gefühl: Das geht schief. Ich traute der Mobilisierung nicht, es wurde aber ein prägender Erfolg. Meine Prognosen stimmen nie …

Was bleibt aus eurer Beschäftigung mit dem Landesstreik?

Frank: Mich interessiert der Austausch über die Menschenthemen, die zeitlos bleiben, und die «innerpolitischen», individuellen und körperlichen Lösungen dazu. Bewegte Gestaltung im Theater ist ein sehr aussagekräftiges Mittel, um Widerstand, den Zusammenhalt untereinander, Aufruhr und das Einstehen für eine Haltung, für die eigene Meinung zu versinnbildlichen. Und, nie zu vergessen: Im Gegensatz zu damals gehören wir zu einer Generation, die äusserlich nicht bedroht ist oder hungern muss. Das ist ein riesiges Privileg.

Noch ein Blick in die Ostschweiz: Oberstdivisionär Emil Sonderegger, ein Ausserrhoder, war einer der Scharfmacher, er befehligte die Truppen in Zürich.

Keller: Sonderegger war eine üble Figur, übrigens auch ein Antisemit. Wäre er nicht 1933 an einem Hirntumor gestorben, wäre er wohl der bedeutendste Frontistenführer geworden. 1918 hat er in Zürich Handgranaten verteilt, die man in die Mietskasernen geworfen hätte, wenn der Streik eskaliert wäre. Was mich aus Ostschweizer Perspektive aber am meisten interessiert, ist wiederum: Was ist in den einzelne Orten passiert? Geschichtliche Vorgänge begreift man nur, wenn man sie im Detail begreift. Der Landesstreik, das war nicht «Olten» oder «Zürich». Die Arbeiter haben hier bei uns gestreikt, und sie taten es nicht, weil man es ihnen befohlen hatte, sondern aus Überzeugung. Mich interessiert: Warum gab es in Frauenfeld eine Bürgerwehr und was hat sie gemacht? Was geschah in Bürglen, was in Schönenberg-Kradolf? Stark war die Arbeiterbewegung in Arbon und Rorschach, aber vielleicht gerade deswegen nahm der Landesstreik dort einen ganz friedlichen Verlauf. Am Ende haben sich die Arboner Streikenden beim militärischen Platzkommandanten bedankt für die gute Zusammenarbeit.

Gisa Frank, 1960, ist Choreografin und Tanzschaffende in Rehetobel. Sie gehört zum künstlerischen Leitungsteam des Theaterstücks *1918.ch – 100 Jahre Landesstreik in Olten*.

Stefan Keller, 1958, ist Historiker und Journalist. Er arbeitet an einer Geschichte der Arbeit im Thurgau und ist als Berater bei *1918.ch* engagiert.

Der Streik

Ursachen und Folgen des Landesstreiks sind auch unter Historikern bis heute umstritten. Tiefe Löhne, hohe Teuerung, knappe Lebensmittel und entschädigungslose Militärdienste brachten die Arbeiterschaft in Not und Armut, während Industrie und Landwirtschaft im Ersten Weltkrieg florierten. Als im November 1918 soziale Unruhe aufkam, liess der Bundesrat die grossen Städte militärisch besetzen. Die Arbeiterschaft reagierte mit einem Warnstreik am 9. November und einem anschliessenden landesweiten Generalstreik. 250'000 Leute nahmen daran teil. Die Streikleitung, das von Robert Grimm präsidierte «Oltener Aktionskomitee», forderte soziale und politische Gerechtigkeit, bessere Lebensmittelversorgung, AHV, Frauenstimmrecht und Teilhabe der Arbeiterinnen und Arbeiter an der Macht. Das Militär wurde gegen die Streikenden eingesetzt. Am 14. November wurde der erste und einzige schweizerische Landestreik bedingungslos abgebrochen.

Das Stück

100 Jahre nach dem Landesstreik erinnert vom 16. August bis 23. September ein nationales und mehrsprachigen Theaterereignis in Olten an die Vorgänge von 1918 und ihre weitreichenden Folgen. Den einfachen Leuten soll in der Inszenierung das Hauptaugenmerk gelten. Beteiligt sind rund 100 Mitwirkende, begleitet werden sie von der Basel Sinfonietta und einem Theaterchor. Die künstlerische Leitung haben Liliana Heimberg (Regie), Gisa Frank (Choreografie) und Eva Butzkies (Kostüme). Ins Stück integriert werden Szenen aus 20 Kantonen. In jeder Vorstellung sind jeweils zwei dieser regionalen Gruppen zu sehen, jede Aufführung erhält dadurch ein eigenes Gesicht. Die Ostschweizer Kantone treten an folgenden Daten in Olten auf: TG 5./6./7. September, AR und AI 12./13./14. September, SG 22./23. September.

Infos und Vorverkauf: 1918.ch

Vom Gefühl, etwas verteidigen zu müssen

Ende Januar wehrte sich die Redaktion der Nachrichtenagentur SDA – und damit auch das Regionalbüro in St.Gallen – mit einem viertägigen Streik gegen geplante Restrukturierungen. Wie verlief der Streik? Und was bleibt?

TEXT: ANDREAS KNEUBÜHLER

Da marschierte man aufs Mal mit Kolleginnen und Kollegen hinter Transparenten durch Strassen in Bern, Zürich oder Lausanne. Und versuchte sich im Skandieren von Parolen: «sda – nicht für Gewinne da» oder, irgendwie eleganter in der französischen Variante: «Allez, allez, l'ats va gagner».

Manifestieren, debattieren

Es gab Zorn, Niedergeschlagenheit und berührende Momente: etwa bei Reden von Redaktionsmitgliedern, weil sie persönlich waren und kämpferisch. Oder als Journalistinnen und Journalisten des «Tages-Anzeigers» vor dem Tamedia-Gebäude den SDA-Kundgebungszug erwarteten – und applaudierten. Oder wegen eines auf Twitter verbreiteten Fotos aus dem Newsroom der «Aargauer-Zeitung». Darauf zu sehen: zwei Dutzend Medienschaffende. In den Händen halten sie A4-Blätter. Darauf steht «SAD» für die traurige SDA.

Oft war es anstrengend, nicht nur wegen der Zugfahrten nach Bern. Immer wieder mussten Beschlüsse gefasst werden. Die Einigkeit war oft gross – auch wenn man dies zuerst nicht gedacht hätte. Vielleicht die prägendste Debatte war diejenige, bei der es um den Entscheid ging, den Streik auszusetzen – oder fortzuführen. Fünf Stunden dauerte die Aussprache mit fast 150 Journalistinnen und Journalisten, bis schliesslich ein klarer Mehrheitsentscheid resultierte.

Wichtig waren in der ganzen Zeit Gewerkschaft (Syndicom) und Berufsverband (Impressum). Nicht nur wegen der juristischen Beratung, auch wegen der Hardware für einen Streik: die Säle für die Besammlung, Leintücher für die Transparente, Filzstifte für die Parolen, Lautsprecher für die Kundgebungen.

Verprasstes Kapital und eine zentrale Ungerechtigkeit

Begonnen hatte alles zwei Monate vorher, Ende Dezember 2017, mit einer Info-Veranstaltung der SDA-Leitung in einem Business-Hotel in Zürich. Die Ankündigungen waren so vage wie beunruhigend. Anfang Januar wurde es konkreter: 35 von 150 Vollzeitstellen sollten gestrichen werden. Zwei Wochen später erfuhr dann jede und jeder, wie und ob er oder sie betroffen war – in dreiminütigen Einzelgesprächen. Neben den Kündigungen mussten rund 50 Personen Pensenkürzungen akzeptieren. Umgesetzt wurde die Restrukturierung in wenigen Tagen. Bis Ende Januar musste alles unterschrieben sein.

Erst nach und nach zeigte sich das ganze Bild: Der Verwaltungsrat und damit die grossen Zeitungsverlage und die SRG hatten vor dem Einstieg der österreichischen Nachrichtenagentur APA das gesamte Eigenkapital der SDA als Dividende verteilt. Es dauerte noch bis im April, bis sich bestätigte, dass die Agentur 2017 nur wegen der Restrukturierungskosten Verluste geschrieben hatte. Ins Gewicht fielen etwa die Beratungshonorare von PricewaterhouseCoopers (PWC).

Es gab die Kälte, mit der der Stellenabbau durchgezogen wurde, es gab die Verachtung, die der Belegschaft aus Interviews von Verwaltungsratsmitgliedern und des neuen CEO entgegenschlug. Und es gab eine zentrale Ungerechtigkeit: die Entlassung – nicht Frühpensionierung – aller Redaktorinnen, die älter als 60 Jahre und aller Redaktoren, die älter als 61 Jahre alt sind.

Rückblickend war diese Behandlung von Kolleginnen und Kollegen, die teilweise 20 Jahre und mehr für die SDA gearbeitet hatten, der entscheidende Grund, dass die Belegschaft praktisch ohne Gegenstimmen zuerst einen Warnstreik und danach einen unbefristeten Streik beschloss. Daneben war es das Gefühl, etwas zu verteidigen zu haben: das gute Betriebsklima, die Qualität der Arbeit und nicht zuletzt die Wichtigkeit einer nationalen Nachrichtenagentur.

Es geht ums Überleben

Seit Anfang Februar ist der Streik sistiert. Die an den Kundgebungen geforderten direkten Verhandlungen mit dem Verwaltungsrat fanden statt, brachten aber kein Ergebnis. Danach begann ein langwieriges Schlichtungsverfahren. Das Ergebnis war bis Saiten-Redaktionsschluss noch offen.

Während und nach dem Streik gab es politische Vorstösse in National- und Ständerat. Möglich ist, dass der Bundesrat die SDA wegen des defizitären französischen Dienstes mit jährlich zwei Millionen Franken unterstützt. Die erhoffte neue Trägerschaft für eine reine Service-Public-Agentur scheint hingegen nicht auf der Tagesordnung zu stehen. Keine Unterstützung gibt es weiterhin von der SRG, die die Politik des Verwaltungsrats mittrug und die Dividende einsackte.

Am 1. Juni hat die neue Firma unter dem Namen Keystone-SDA ihre Arbeit aufgenommen. Mittlerweile sind zum Stellenabbau 25 freiwillige Kündigungen dazugekommen. Jede Woche gibt es weitere Verabschiedungsmails zu lesen. Einige der Entlassenen können nun befristet weiterarbeiten, weil der Betrieb sonst nicht aufrecht gehalten werden könnte.

Ob sich der Arbeitskampf nicht nur für die Selbstachtung der Redaktion gelohnt hat, muss sich erst noch zeigen: Dafür müsste der Sozialplan so aufgebessert werden, dass richtige Frühpensionierungen möglich sind. Dies wäre das Minimalziel. Aber eigentlich geht es auch darum, dass die Nachrichtenagentur überhaupt überlebt. Die Zweifel sind gross.

Andreas Kneubühler, 1963, ist seit 2014 Redaktor bei der SDA im Regionalbüro in St.Gallen.

Mit Ausserirdischen an der Jazz-Street

TEXT UND BILDER: CLAUDE DIALLO

Ich erinnere mich gut daran, wie ich vor vier Jahren mit meinem Trio Claude Diallo Situation am World Youth Jazz Festival in Kuala Lumpur, Malaysia teilgenommen habe. Einerseits war ich etwas verwirrt, andererseits in grosses Staunen versetzt, als ich Yucco Miller und ihre Band zum ersten Mal hörte. Da stand diese kleine, junge Japanerin auf dieser gigantischen Bühne. Ihre pinken Haare wippten im Takt der wilden Musik, welche die Band spielte: eine Mischung aus modernem John Coltrane und Sun Ra Arkestra. Sie seien vom Planeten Merkur und bedankten sich, dass die Erdlinge zuhörten. Ich hätte es ihnen auch ohne Ankündigung geglaubt. Das ganze Erscheinungsbild der Band mit diesen wirren, verstrickten Klangmustern hatte durchaus etwas Ausserirdisches an sich. Die ist verdammt gut, meinte damals Schlagzeuger Massimo Buonanno. Er hatte völlig recht. Yukiko Onishi aka Yucco Miller war tatsächlich beeindruckend auf ihrem Altsax, mit welchem sie die verrücktesten charlieparkeresken Kapriolen vollführte.

Drei Jahre später, im Oktober 2017 war ich erneut in Japan auf Tournee, dieses Mal solo. Wie immer legte ich einen Stop in Tokyo ein. Ayumi Hoshikawa, Clubbesitzerin von Absolute Blue und Intendantin des Ikebukuro Jazz Festival, lud mich ein, in ihrem Club zu spielen, meinte aber auch, dass es mehr Leute anlocken würde, wenn ich mit jemandem aus Japan spielen würde. Dabei fiel mir Yucco Miller ein. Nach wenigen Facebook-Nachrichten klappte es für einen Gig mit ihr und ihrer Band. Der lief so gut, dass Ayumi und Yucco die grandiose Idee hatten, wir könnten im Mai 2018 am Ikebukuro Jazz Festival zusammen auftreten. Mit Hiroki Nakamura, dem Manager, Lebenspartner und Bassisten von Yucco Miller, und Genki Hashimoto am Schlagzeug war die Band komplett.

Kleine Räume, grosse Gastfreundschaft

Ich muss zugeben, dass es mir am 12. Mai 2018 im Flugzeug nach Kansai Airport, Osaka etwas mulmig zumute ist, da ich noch nie als Gast einer japanischen Band nach Japan geflogen bin. Bisher war ich entweder solo dort, im Duo oder im Trio mit eigenen Projekten, welche ich mit Hilfe des in Romanshorn lebenden japanischen Freundes Dai Kimoto (Swing Kids) organisierte. Nach 18 Stunden Flugzeit gehe ich direkt ins Hotel in Rinku, einem kleinen Vorort. Auf der Suche nach einem Sushi-Restaurant werde ich von einem Monsunregen überrascht und suche im desolaten Shopping-Komplex Rinku-Town Zuflucht. Dort treffe ich einen bengalisch-amerikanischen Spieleprogrammierer, der ebenfalls nach einem Restaurant sucht. Beim gemeinsamen Sushi schwelgen wir, wie toll Japan im Vergleich zum Rest der Welt sei. Er beneidet mich, da seine Reise bereits zu Ende geht.

Japanische Hotels sind jedes Mal ein Abenteuer für sich. Die platzsparenden Japaner wissen, wie man aus einem winzig kleinen Hotelzimmer das Beste herausholt. Ich habe die Wahl zwischen einem richtigen Bett oder einem Tatami. Ich entscheide mich fürs gute alte Bett und quetsche mich vor dem Schlafen in die kleine Plastikkabine, welche als Bad, Dusche und WC dient. Die diversen Knöpfe an der High-Tech-Toilette mit erwärmtem WC-Deckel und Wasserabspritzer getraue ich mich nicht zu drücken. In die kleinen WC-Pantoffeln passe ich knapp mit dem grossen Zehen rein. Gut ausgeschlafen werde ich von Yucco und Hiroki am nächsten Morgen herzlich begrüsst in Vorfreude auf die bevorstehende Tour, die fünf Konzerte in Wakayama, Osaka, Nagoya, Kofu und Tokyo beinhaltet. Ein geplantes sechstes Konzert musste wegen einer Erkrankung des Clubbesitzers abgesagt werden. Es ist beeindruckend, wie

diese Clubs in Japans Städten meistens durch Jazzenthusiasten mit viel Freude, Motivation und Herzblut am Leben erhalten werden. Jeder der mir bekannten Clubs hat eine eigene, mit Liebe zum Detail über die Jahre aufgebaute Seele. Das fehlt mir in der Schweiz, vielleicht sogar in Europa, ehrlich gesagt, ein bisschen.

Nachdem wir Genki, den Schlagzeuger, am Flughafen abgeholt haben, geht es nach Wakayama, dem Geburtsort Hirokis, mit vier Personen und dem ganzen Equipment der Band in einem kleinen japanischen Bus. Auch hier wieder Platzeffizienz der Spitzenklasse. Die Eltern von Hiroki laden uns zum Sushi-Mittagessen ein. Es ist bei jedem Besuch unglaublich, die japanische Gastfreundschaft zu erleben. Unser erster Auftritt findet in einem kleinen Jazzclub in Wakayama statt. Nach einer kurzen Probe gehts los mit Eigenkompositionen und re-arrangierten Jazz-Standards für ein motiviertes und eifriges Publikum. Die Japaner gelten heutzutage als Publikum No. 1 im Jazz. Diese Passion berührt mich. Wir übernachten bei den Eltern von Hiroki und bleiben bis 3 Uhr morgens in der Küche, um meine mitgebrachten Lindt Pralines mit japanischen Spezialitäten zu vergleichen.

Foto-Time!

Um 9 Uhr geht es bereits weiter. Ich dürfe auf keinen Fall den buddhistischen Tempel in Wakayama verpassen. Der Vater von Hiroki bringt mich zum ein paar Gehminuten vom Haus entfernten Tempel. 25 Grad und ein sonniger Himmel empfangen mich. Einerseits soll jeder Japaner ab Geburt dem Shinto-Kult zugehörig sein, doch seit einigen Jahrhunderten wird in Japan auch der Buddhismus, der von China den Weg nach Japan gefunden hat, praktiziert. Der Abschied von der Familie fällt schwer. Hiroki lebt seit einigen Jahren in Tokyo, die Familie sieht sich maximal zwei bis drei Mal im Jahr. Viele junge Japaner, die Jazz spielen, treibt es in die Grossstadt Tokyo. Wer es dort schafft, schafft es überall – ähnlich wie es Frank Sinatra im Song *New York, New York* singt.

An diesem Abend spielen wir im legendären Royal Horse in Osaka, etwa 45 Minuten mit dem Auto von Wakayama entfernt und angeblich einer der ältesten Jazzclubs Japans. Ich fühle mich geehrt und privilegiert, dass ich mit einer solch tollen Band hier spielen darf. Der Club erinnert mich stark ans Blue Note in New York. Beim Eintreten in den Club sieht man ein Foto des mittlerweile verstorbenen Gründers. Überall hängen Erinnerungsfotos von berühmten Jazzmusikern, die im Royal Horse gespielt haben sollen. Man merkt schnell, dass der Club auf eine reichere Klientel ausgerichtet ist als derjenige in Wakayama.

Der Club ist auch hier ausverkauft und ich bin beeindruckt von den vielen Fans, die alle mit dem Yucco Miller-T-Shirt dasitzen und nur darauf zu warten scheinen, bis das Konzert zu Ende ist, damit sie sich ein Autogramm, eine CD und ein Foto ergattern können. «Foto-Time!» schreit Yukko am Ende der Zugabe auf japanisch. Die Band posiert von links nach rechts für alle Gäste, man fühlt sich wie von einer Horde Paparazzi umringt. Dieses Ritual müsste man in der Schweiz ebenfalls einführen.

Am dritten Tag lassen wir Genki in seiner Heimatstadt Osaka zurück. Die nächsten zwei Auftritte seien nicht so gut bezahlt; der Schlagzeuger werde dann in Tokyo am Festival wieder dabei sein. In Nagoya, einer Stadt, die mich sehr an San Francisco erinnert, spielen wir im schmucken Club Star Eyes. Es gibt keine Garderobe oder einen Backstageraum. Wir dürfen in der winzig kleinen Wohnung des Clubbesitzers warten. Auch hier hat der Clubbesitzer aus dem wenigen Platz das Beste herausgeholt. Es stinkt nach alten Zigaretten, Erinnerungen aus meiner Jugendzeit werden wach. Seit man in der Schweiz nicht mehr im öffentlichen Raum rauchen darf, vergisst man, wie es früher war. Die Japaner sind noch nicht so weit. Überall wird geraucht. In Restaurants, Bars, Hotels, auf der Strasse. Die Atmosphäre im Club wird durch den Rauch charmanter, aber zum Glück muss ich nicht ins Saxofon blasen. Meine Freunde Chika und Manabu Suzuki, ein 50-jähriges Musikerpaar, mit dem ich in der Vergangenheit gespielt habe, überraschen mich mit ihrem Besuch. Nach dem Auftritt tauschen wir Anekdoten aus. Es fühlt sich vertraut an, wie zuhause.

Unsere Reise am vierten Tag sei die längste, meint Hiroki. Fünf Stunden geht es mit dem Auto von Nagoya durch die Präfektur Nagano bis nach Kofu. Dort spielen wir im «Alone». Der Club erinnert an das Interieur eines alten Schiffs und der Besitzer sieht aus wie ein alter Kapitän. Das Club-Emblem zeigt einen Alkoholiker, der einsam an seinem Glas Wein nippt. In Kofu gibt es sogar eine Jazz Street mit diversen Clubs. Ich staune, als ich sehe, dass Cyrus Chestnut, ein Pianistenkollege aus New York, am nächsten Tag ebenfalls in Kofu spielt. Nicht einmal mehr in New York gibt es eine Jazz Street. Die Japaner machen es uns vor. Ich frage den Ramen-Koch im kleinen Restaurant mit fünf Plätzen, ob er die Schweiz kenne, und rege an, in der Schweiz ein Curry-Udon-Restaurant zu eröffnen. Seine Suppe ist hervorragend, das wäre eine Nische. Er zuckt mit den Schultern; Käse möge er nicht so gern, und die Schweizer würden umgekehrt vermutlich den Geschmack seiner Suppe nicht schätzen.

Yucco und die Youtube-Kultur

Endlich, am fünften Tag unserer Tournee, nach viel zu wenig Schlaf, etlichen Sumo-Matches am TV im Hotelzimmer, diversen 7-Eleven-Snacks, Rückenschmerzen vom gebeugten Sitzen im Auto und lustigen Gesprächen mit Google-Translate reisen wir an wunderschönen Landschaften vorbei nach Tokyo. Auf dem Weg machen wir beim Mount Fuji Halt. Die Spitze ist leider bewölkt, jedoch immer noch sehenswert.

Tokyo erinnert mich in vielerlei Hinsicht an New York, wo ich über zehn Jahre gewohnt habe. Es wimmelt von Menschen in der U-Bahn, dass einem schwindlig wird. Wolkenkratzer überall, darüber liegt eine dünne, graue Smog-Schicht. Da wir frei haben, lädt mich Yucco ein, an ihrer Youtube-Channel-Show teilzunehmen. Wir vergleichen japanisches Jogurt und Käse mit Schweizer Produkten und verbringen einen lustigen Abend vor der Kamera. Yucco hat in Japan diverse Teenager-Fans, die ihr überall hin folgen und die Sendungen auf ihrem eigenen Youtube-Channel mitverfolgen. Mir soll es recht sein, ich schätze es, dass ich mit meinem Mitwirken ein Teil dieser Subkultur sein darf, die Yucco pflegt.

Das jährlich stattfindende Ikebukuro Jazz Festival ist nach dem Stadtteil Ikebukuro (Eulen-Nest) benannt. Da ich bereits zum vierten Mal daran teilnehme, sind mir viele Abläufe vertraut, und ich kann relaxed dem Treiben der Stage-Crew entgegensehen. Bisher durfte ich auf einem Konzertflügel spielen, dieses Jahr musste das Festival, wie es heisst, Sparmassnahmen ergreifen, und es erwartet mich ein Retro-80er-Jahre-Instrument, ein Yamaha-Keyboard. Mir bleiben wenige Sekunden, um mich mit ihm vertraut zu machen, dann gehts los. 2000 freudige Yucco-Fans feuern uns an, während hinter der Bühne das rege Treiben Tokyos pulsiert. Nach dem Konzert dauert es nicht einmal zehn Minuten, und das ganze Festival-Gelände ist abgebaut. Ich komme mir vor, als wäre ich aus einem Traum erwacht. Nur die vereinzelten Festivalprogramme, die der Wind über den verlassenen Platz fegt, bestätigen mir, dass das Konzert tatsächlich stattgefunden hat, und es umhüllt mich eine kurze Woge von Nostalgie, wenn ich daran denke, dass die Tournee bereits zu Ende ist. To be continued ...

Claude Diallo, 1981, ist Pianist und Gründer des Ostschweizer Jazz Kollektivs und des Trios Claude Diallo Situation. Er lebt in Trogen.

Saiten für alle

Jetzt Probeabo verschenken bis Ende 2018 gratis direkt im Briefkasten sekretariat@saiten

Kebabverkäufer
Müllsammler
Wandervögel
Kosmonautinnen
Museumsbesucherinnen
Werbefritzen
Millionärssohn
Skirennfahrer
Gärtnerin
Kommentatorin
Gemüsehändler
Tantramasseur
Skilehrer
Hudigäggeler
Stadionrocker
Improvisierende
Töfflibuben
Olympiasieger
Partygäste
Podiumsteilnehmerin
Nachbarin
Schlittschuhläufer
Kulturgänger
Parlamentsabgeordnete
Dreckspatzen
Kunstvermittlerin
Bücherwürmer
Fürsprecherinnen
Schalterbeamte
Pausenclowns
Kugelstösser
Optimisten
Pfadfinderinnen
Tunnelbauerinnen
Bundesverwaltungsgerichtspräsidentinnen
Steuerberater
Weltenbürger

Saiten für dich

Jetzt Probeabo lösen bis Ende 2018 gratis direkt im Briefkasten sekretariat@saiten

Waldkinder
Strassenmusikanten
Alternativmediziner
Tennispartner
Pastoralassistentinnen
Schwerenöter
Pflegefachmann
Literaten
Kreuzworträtselentwickler
Küchenchefin
Metzgerstochter
Hoffnungsträgerinnen
Bischöfe
Stubenhocker
Dienstverweigerer
Frauenärzte
Unterschriftensammler
Eiskunstläuferin
Hosenscheisser
Lieblingsfeinde
Gabelstapelführerin
Zahnärztin
Bassistinnen
Schlafmützen
Operfreundinnen
Kräuterhexen
Freunde
Qualitätsprüfende
Studierende
Durchdienerinnen
Sängerknaben
Windelträger
Ruderclubmitglieder
Getränketechnologen
Gleisbauerin
Warmduscher
Nasenpopler

Du für Saiten

Jetzt Mitglied werden für immer und ewig direkt im Briefkasten sekretariat@saiten

Klimaschützer
Diskussionsteilnehmerinnen
Süsswasserkapitäne
Doppelnullagenten
Lokführerin
Musikliebhabende
Bürogspändli
Ministranten
Yogalehrerin
Zwischennutzer
Hoffnungsträgerinnen
Pizzabäckerinnen
Windschattenfahrende
Senioren
Turmspringerinnen
Bahnfahrer
Millenials
Klugscheisser
Lebensabschnittspartnerin
Kulturfuzzis
Kameraden
Suppenköche
Handergotherapeutinnen
Festivalbesucherin
Landschaftsarchitekt
Sektengurus
Wettermacher
Ausserirdische